

## SPRACHE UND REDE.

### CHARAKTER DER GRIECHISCHEN SPRACHE.

Unter einem so gemäßigten und zwischen Wärme und Kälte gleichsam abgewogenen Himmel spürt die Kreatur einen gleich ausgeteilten Einfluß desselben. Alle Früchte erhalten ihre völlige Reife, und selbst die wilden Arten derselben gehen in eine bessere Natur hinüber, so wie bei Tieren, welche besser gedeihen und öfter werfen. Ein solcher Himmel, sagt Hippokrates, bildet unter Menschen die schönsten und wohlgebildetsten Geschöpfe und Gewächse und eine Übereinstimmung der Neigungen mit der Gestalt. Das Land der schönen Menschen, Georgien, bewaise dieses, welches ein reiner und heiterer Himmel mit Fruchtbarkeit erfüllt. Das Wasser allein soll soviel Anteil haben an unserer Gestalt, daß die Indianer sagen, es könne keine Schönheit geben in Ländern, wo kein gut Wasser sei, und das Orakel selbst gibt dem Wasser der Arethuse die Wirkung, schöne Menschen zu machen.

Mich deucht, man könne auch aus der Sprache der Griechen auf die Beschaffenheit ihrer Körper urteilen. Die Natur bildet bei jedem Volke die Werkzeuge der Sprache nach dem Einflusse des Himmels in ihren Ländern, also daß es Geschlechter gibt, welche wie die Troglodyten mehr pfeifen als reden, und andere, die ohne Bewegung der Lippen reden können. Die Phasianer in Griechenland hatten, wie man es von den Engländern sagt, einen heiseren Laut.

Unter einem rauhen Himmel werden harte Töne formiert, und die Teile des Körpers, welche hierzu dienen, haben nicht die feinsten sein dürfen.

Der Vorzug der griechischen vor allen bekannten Sprachen ist unstreitig; ich rede hier nicht von dem Reichtume, sondern von dem Wohlklange derselben. Alle nordischen Sprachen sind mit Konsonanten überladen, welches ihnen oftmals ein unfreundliches Wesen gibt. In der griechischen Sprache hingegen sind die Vokale mit jenen dergestalt abgewechselt, daß ein jeder Konsonant seinen Vokal hat, der ihn begleitet, zwei Vokale aber stehen nicht leicht bei einem Konsonant, daß nicht sogleich durch die Zusammenziehung zwei in einen sollten gezogen werden. Das Sanfte der Sprache leidet nicht, daß sich eine Silbe mit den drei rauhen Buchstaben  $\theta$   $\varphi$   $\kappa$  endige, und die Verwechslung der Buchstaben, die mit einerlei Werkzeug der Rede gebildet werden, hatte füglich statt, wenn dadurch der Härte des Lautes konnte abgeholfen werden. Einige uns scheinbar harte Worte können keinen Einwurf machen, da wir die wahre Aussprache der griechischen so wenig als der römischen Sprache wissen. Dieses alles gab der Sprache einen sanften Fluß, machte den Klang der Worte mannigfaltig und erleichterte zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung derselben. Ich will nicht anführen, daß allen Silben auch im gemeinen Reden ihre wahre Abmessung konnte gegeben werden, woran sich in den abendländischen Sprachen nicht gedenken läßt. Sollte man nicht aus dem Wohlklange der griechischen Sprache auf die Werkzeuge der Sprache selbst schließen können? Man hat daher einiges

Recht zu glauben, Homer verstehe unter der Sprache der Götter die griechische und unter der Sprache der Menschen die phrygische.

Der Überfluß der Vokale war vornehmlich dasjenige, was die Sprache vor anderen geschickt machte, durch den Klang und durch die Folge der Worte aufeinander die Gestalt und das Wesen der Sache selbst auszudrücken. Zwei Verse im Homer machen den Druck, die Geschwindigkeit, die verminderte Kraft im Eindringen, die Langsamkeit im Durchfahren und den gehemmten Fortgang des Pfeils, welchen Pandarus auf den Menelaus abschoß, sinnlicher durch den Klang als durch die Worte selbst. Man glaubt den Pfeil wahrhaftig abgedrückt, durch die Luft fahren und in den Schild des Menelaus eindringen zu sehen.

Die Beschreibung des von Achilles gestellten Haufens seiner Myrmidoner, wo Schild an Schild und Helm an Helm und Mann an Mann schloß, ist von dieser Art, und die Nachahmung derselben ist allezeit unvollkommen geraten. Ein einziger Vers enthält diese Beschreibung; man muß ihn aber lesen, um die Schönheiten zu fühlen. Der Begriff von der Sprache würde bei dem allen unrichtig sein, wenn man sich dieselbe als einen Bach, der ohne alles Geräusch (eine Vergleichung über des Plato Schreibart) vorstellen wollte; sie wurde ein gewaltiger Strom und konnte sich erheben wie die Winde, die des Ulysses Segel zerrissen. Nach dem Klange der Worte, die nur einen drei- oder vierfachen Riß beschrieben, scheint das Segel in tausend Stücke zu platzen. Aber außer einem so wesentlichen Ausdrucke fand man dergleichen Worte hart und unangenehm.

Eine solche Sprache erforderte also feine und schnelle Werkzeuge, für welche die Sprachen anderer Völker, ja, die römische selbst, nicht gemacht schien; so daß sich ein griechischer Kirchenvater beschwert, daß die römischen Gesetze in einer Sprache, die schrecklich klinge, geschrieben wären.

Wenn die Natur bei dem ganzen Baue des Körpers, wie bei den Werkzeugen der Sprache verfährt, so waren die Griechen aus einem feinen Stoffe gebildet; Nerven und Muskeln waren aufs empfindlichste elastisch und beförderten die biegsamsten Bewegungen des Körpers. In allen ihren Handlungen äußerte sich folglich eine gewisse gelenksame und geschmeidige Gefälligkeit, welche ein munteres und freudiges Wesen begleitete. Man muß sich Körper vorstellen, die das wahre Gleichgewicht zwischen den mageren und den fleischigen gehalten haben. Die Abweichung auf beiden Seiten war den Griechen lächerlich, und ihre Dichter machen sich lustig über einen Cinesias, einen Philetas und über einen Agoracritus.

Dieser Begriff von der Natur der Griechen könnte dieselben vielleicht als Weichlinge vorstellen, die durch den zeitigen und erlaubten Genuß der Wollüste noch mehr entkräftet worden sind. Ich kann mich hierauf durch des Perikles Verteidigung der Athenienser gegen Sparta in Absicht ihrer Sitten einigermaßen erklären, wenn mir erlaubt ist, dieselbe auf die Nation überhaupt zu deuten. Denn die Verfassung in Sparta war fast in allen Stücken von der der übrigen Griechen verschieden. „Die Spartaner“, sagt Perikles, „suchen von ihrer Jugend an durch gewaltsame Übungen eine männliche Stärke zu erlangen; wir aber leben in einer gewissen Nachlässigkeit, und wir wagen uns nichtsdestoweniger in ebenso große Gefährlichkeiten, und da wir mehr mit

Muße als mit langer Überdenkung der Unternehmungen, und nicht sowohl nach Gesetzen, als durch eine großmütige Freiwilligkeit der Gefahr entgegengehen, so ängstigen wir uns nicht über Dinge, die uns bevorstehen, und wenn sie wirklich über uns kommen, so sind wir nicht weniger kühl, sie zu ertragen, als diejenigen, welche sich durch eine anhaltende Übung dazu anschicken. Wir lieben die Zierlichkeit ohne Übermaß und die Weisheit ohne Weichlichkeit. Unser Vorzügliches ist, daß wir zu großen Unternehmungen gemacht sind.“ (Joh. Joach. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, 1764.)

### DIE SPRACHE DER GRIECHEN.

Wenn wir den Bemühungen des Naturforschers Beifall schenken, wenn er den kleinsten Erzeugnissen der Natur mit mikroskopischem Fleiße nachspürt, oder dem Zergliederer, wenn er das Gewebe des menschlichen Körpers entwirrt: wie sollten wir den Grammatiker geringachten, wenn er das edelste Werk der Vernunft, wenn er die heiligste Gabe und das schönste Band der Menschheit, wenn er die Sprache in ihren kleinsten Bestandteilen mit unverdrossener Liebe zu erforschen strebt? Ist aber dieses Bestreben an sich lobenswert, so ist es vorzüglich belohnend und fruchtbar, wenn es auf eine Sprache gerichtet ist, die, aus welchem Samen sie auch immer zuerst aufgegangen sein mag, nachdem sie in Hellas Boden Wurzel geschlagen, sich durch eigene Kraft und selbständig zu einem bewundernswürdigen Gewächse gebildet hat: die wir eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, unter den mannigfaltigsten Umständen, immer frei von fremden Einflüssen den Bestrebungen der ersten Geister in den schönsten Werken der Kunst und Wissenschaft dienen sehen: die endlich in Rücksicht auf Reichtum, Fülle, Mannigfaltigkeit, Bestimmtheit, Geschmeidigkeit und Zartheit alle andern Sprachen des Altertums und die ausgebildetsten der neuen Zeit in weiter Entfernung hinter sich läßt. Wie wir das Wachstum zarter Pflanzen und ihre allmähliche Veredlung mit Bewunderung und Liebe verfolgen und aus jeder veränderten Erscheinung neue Freude gewinnen, so verfolgt auch der Sprachforscher mit nicht minder gerechter Liebe den zarten Sproß der hellenischen Sprache, wie er sich zuerst unter dem weichen Himmel Joniens mit frischer Jugendfülle entfaltet, dann, auf die Inseln des Archipelagus und an die Küsten des südlichen Italiens und nach Sizilien verpflanzt, die vollen duftreichen Blüten der Lyrik treibt, dann wieder in Attika tiefe Wurzeln schlägt und in höchster Vollendung, zart und kräftig, sich jedem Gebrauche der Kunst und Wissenschaft fügt, und wie sie zuletzt, von der Hand des Despotismus berührt, auch im Absterben noch an die schönen Tage ihrer Jugend erinnert. (Friedr. Jacobs, Rede, 7. Dez. 1807.)

### DER PLATONISCHE DIALOG.

Ziemlich geringfügig nämlich die Sache behandelnd, klagt Platon, wie ungewiß es immer bleibe bei der schriftlichen Mitteilung der Ideen, ob auch die Seele des Lesers sie selbsttätig nachgebildet und sich also in Wahrheit angeeignet habe, oder ob ihr nur mit dem scheinbaren Verständnis der Worte und

Buchstaben eine leere Einbildung gekommen sei, als wisse sie, was sie doch nicht weiß. Darum sei es Torheit, viel hierauf zu bauen, und rechter Verlaß sei nur auf den mündlichen lebendigen Unterricht. Das Schreiben aber müsse gewagt werden aufs Ungewisse und mehr um deswillen, was es für den Schreibenden und die schon mit ihm Wissenden sei, als um deswillen, was es werden könne für die noch nicht Wissenden. Wer nun überlegen will, welches denn jener so hoch herausgehobene Vorzug des mündlichen Unterrichts sei und worauf er beruhe, der wird keinen andern finden als diesen, daß hier der Lehrende in einer gegenwärtigen und lebendigen Wechselwirkung stehe mit dem Lernenden, und jeden Augenblick wissen könne, was dieser begriffen, und so der Tätigkeit seines Verstandes nachhelfen, wo es fehlt; daß aber dieser Vorteil wirklich erreicht werde, beruht, wie jeder einsieht, auf der Form des Gesprächs, welche ein lebendiger Unterricht notwendig haben muß. Darauf auch bezieht sich, was Platon sagt, daß der gesprochenen Rede ihr Vater immer helfen könne und sie verteidigen, nämlich nicht nur gegen die Einwürfe des Andersmeinenden, sondern auch gegen die Hartsinnigkeit des noch nicht Wissenden, die geschriebene aber habe keine Antwort auf irgendeine weitere Frage. Woraus beiläufig schon erhellt, wie sehr derjenige jedes Recht verwirkt habe, auch nur ein Wort über den Platon zu reden, der den Gedanken fassen kann, dieser könne sich wohl bei seinem inneren mündlichen Unterricht der sophistischen Methode bedient haben in langen Vorträgen, welche doch ihm, seiner eigenen Aussage nach, von jenem Vorzuge sich am meisten zu entfernen scheint. Sondern auf alle Weise, nicht nur zufällig oder durch Angewöhnung und Überlieferung, sondern notwendig und seiner Natur nach ist seine Methode eine sokratische gewesen, und zwar, was die ununterbrochen fortschreitende Wechselwirkung und das tiefere Eindringen in die Seele des Hörenden betrifft, gewiß der des Meisters so weit vorzuziehen, als der Schüler es ihm zuvortat in der bildenden Dialektik sowohl als im Reichtum und Umfang der eigenen Anschauung. Da nun ungeachtet dieser Klagen Platon von der ersten Männlichkeit an bis in das späteste Alter so vieles geschrieben hat: so ist offenbar, er muß gesucht haben, auch die schriftliche Belehrung jener besseren so ähnlich zu machen als möglich, und es muß ihm damit auch gelungen sein. Denn wenn wir auch nur an jene unmittelbare Absicht denken, daß die Schrift für ihn und die Seinigen eine Erinnerung sein solle an die ihnen schon geläufigen Ideen, so betrachtet Platon alles Denken so sehr als Selbsttätigkeit, daß bei ihm eine Erinnerung an das Erworbene von dieser Art auch notwendig eine sein muß an die erste und ursprüngliche Art des Erwerbtes. Daher schon um deswillen die dialogische Form, als notwendig zur Nachahmung jenes ursprünglichen gegenseitigen Mitteilens, auch seinen Schriften ebenso unentbehrlich und natürlich ist als seinem mündlichen Unterrichte. (Friedr. Schleiermacher, Einleitung zur Platon-Übersetzung, 1804.)

#### GRIECHISCHE NAMEN.

Die freundliche Humanität der Griechen zeigt sich schon in der Bedeutung ihrer eigenen Namen. Es sind sehr wenige, die etwas ganz Schlechtes bezeichnen, und selten einer, der gar nichts sagte, und dessen Bedeutung ging

gewiß verloren. Xenophon, der Fremdsprechende; Agesilaus, der Volksführer; Perikles, der Weltberühmte; Aspasia, die Freundliche; Philippus, der Pferdefreund; Sokrates, der Festherrschende; Diogenes, der Gottgeborene; Hippokrates, der Pferdebandiger; Terpander, der Menschenerquicker; Aristides, des Besten Sohn; Themistokles, der durchs Recht Berühmte; Demosthenes, die Volkskraft; Pausanias, der Schmerzenstiller; Alkibiades, der Gewaltherrscher; Alexander, der Menschenretter, und so die meisten übrigen. Keine andere Sprache hat hierin so viel Bedeutsamkeit. (Joh. Gottfr. Seume, Apokryphen, 1806/7.)

### LEBENDIGE REDE.

Bei einem Stamme, der sich zur schönsten geistigen Individualität erhoben hatte, in der Blütezeit des hellenischen Altertums, offenbarte sich am kräftigsten der Unterschied zwischen Wort und Schrift. Nicht die Schwierigkeit des Ideenverkehrs allein, nicht die Entbehrung einer deutschen Kunst, geboten damals den Freunden der Philosophie und Naturkunde, Hellas oder die dorischen und jonischen Kolonien in Großgriechenland und Kleinasien zu durchwandern. Das alte Geschlecht kannte den Wert des lebendigen Wortes, den begeisternden Einfluß, welchen durch ihre Nähe hohe Meisterschaft ausübt, und die aufhellende Macht des Gesprächs, wenn es unvorbereitet, frei und schonend zugleich das Gewebe wissenschaftlicher Meinungen und Zweifel durchläuft. (A. v. Humboldt, Rede, 1828.)

### SPRECHEN UND SINGEN.

Lange Zeit war bei den Alten Singen und Sprechen (αὐδᾶν ἀεῖδειν, und das nachgebildete Wort canere) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (φᾶτα); die Gesetze sangen und hießen Lieder (νομοί); die Weissager, die Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (ἔπεα); Homers Helden sprechen lauter geflügelte Worte (ἔπεα πτεροεντα), und seine Volksältesten sind „Heuschrecken gleich, die auf den Bäumen im Walde sitzen und angenehmen Laut geben“. Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherem Ton, daß man nicht bloß lange und kurze Akzente, sondern auch hohe und niedere Silben deutlicher hören ließ. Der Rhythmus der Sprache war heller und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander; in Verbindungen ungefesselt bekam sie einförmige Kadenzen. (Joh. Gottfr. Herder, Fragmente zur deutschen Literatur, 1768.)

### DER HEXAMETER HOMERS.

Homers Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Teilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen am Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen gleichförmig. Aus dem gleichförmigen Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit,

die ihn belebt, entsprang daher jener Stil Griechenlands, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeugt. An ihm bildete Herodot dem Vortrage und Perioden nach seine Geschichte: nach ihm formte sich ein System der Götterlehre, der Kunst und Weisheit. (Joh. Gottfr. Herder, Homer und Ossian, 1795.)

### DIE RÖMISCHE SPRACHE.

Die Römer hatten keine selbständige Musikübung. Immerhin scheint geboten, die Bedeutung dieses Fehlens geistig schärfer zu erfassen, da, soweit wir sehen, der abscheuliche Gemeinplatz von der Nüchternheit der Römer, die ihren Mangel an Musik verursacht haben soll, noch immer gern betreten wird. Bis in die späte Kaiserzeit waren die besonders von Augustus wieder aufgenommenen urrömischen Kultbegehungen im Schwange. Das magische Gegeneinander schwebender Rätselklänge und waffenklirrender Tanzstöße, wie bei den Riten der Saliaren, trägt ganz das Gepräge der vorhomerischen Art und drückt offenbar den eigensten, auch vom Griechen unbeeinflussten Kern des römischen Wesens aus. Noch in der Prosa bei Cäsar, Sallust, Tacitus — jede in ihrer Art sowohl luftleicht wie stahlhart —, die im Gegensatz zur Dichtung und Redekunst aus der vorgriechischen Schicht des römischen Wortes, eben aus Zauber und Rechtsformeln ihre Gesetze zieht, hat sich jener Urklang für die Ewigkeit verfangen und muß freilich durch die geschwätzige Gewöhnung der lateinischen Nutzprosa von anderthalb Jahrtausenden hindurch wieder herausgehört werden. Da kein Volk eine doppelte Sprache haben kann, folgt aus dieser Sprachmagie der größten Römer, daß ihre Dichtung im innersten Wesen auch magisch, nicht homerisch-gestalthaft gewesen sein muß. Dies bestätigt sich jedem tieferen Eindringen in die Wunderwerke des lateinischen Dichtergenius. Denn die übernommenen griechischen Geistformen sind für sie ja nicht dasselbe wie für ihre Erzeuger, keine aus allmenschlicher Lebenseinheit gehobenen Eigengesetze, sondern Mittel in der Hand eines ganz anderen geistigen Willens. Wer nicht der Torheit verfällt, die römische Dichtung für Nachahmung der griechischen zu erklären, weil in der Tat die Stoffe und Formen nachgeahmt sind, muß erkennen, daß diese für den Römer stolz und frei hingenommenen Anlässe zur Betätigung ihrer ungeheuren männlichen Wirkungskraft sind. Diese Wirkungskraft ist aber die Form ihres Zaubers. Die Römer unterscheiden sich von allen anderen magischen Völkern dadurch, daß ihr Zauber nicht von reinen Priestern durch Geheimwissen, Opfer und Beschwörung verwaltet wurde. Ihre Priester sind Männer, ihre Magie ist die Bezwingung der Mächte durch die eiserne Selbstzucht des männlichsten Wesens. Die Formen sind die aller Völker mit eigenen Religionen, werden aber mit einer alle übertreffenden Zucht bewahrt und ausgeführt. Das Imperium Romanum ist nichts als die im Laufe der Zeit allmählich gereifte Frucht aus diesem Samen des männlichen Zaubers. Das Schicksal der Römer war, die Griechen in ihr Imperium einzubeziehen und die griechischen Götter, als deren Reigenführer Apollo schon unter den Königen nach Rom gekommen war, mit ihren eigenen zu vereinen. So nahmen sie das volle Licht des griechischen Menschentums in ihren Zauber auf und bildeten auch ihre

Sprache nach den Gesetzen des griechischen Zeitraums. Jedes römische Gedicht höheren Ranges ist also nicht wie sein meist vorhandenes griechisches Vorbild eine Frucht lichtvoller Gestaltung, sondern die Bezwingung eines weiblich-unbotmäßigen Lebensstoffes durch den geistig gerüsteten männlichen Wirkungszauber. Das wichtigste Mittel war da naturgemäß der männliche Rhythmus, während das weibliche Melos vielleicht gelegentlich mittönte, aber da es kein Mittel männlicher Wirkung sein kann, ohne jede Bedeutung blieb. (Erich Wolff und Karl Petersen, Das Schicksal der Musik, 1923.)

### SALLUSTS SPRACHE UND FORM.

Ein hoher und erhabener Geist weht in dieser Form und bezaubert Herz und Sinn, und wie der Anblick eines Tempels im edlen Stil die Seele mit Staunen füllt, so durchdringt Bewunderung ob solch erhabener Größe das Gemüt. Nicht mit eitlem Tand und fremdem Flitter hat er die Rede aufgeputzt: echt römisch, schroff, rau, gedrängt ist seine Sprache, ein Bild der Sitten alter Zeit. Alles ausgearbeitet bis in die kleinsten Teile, nirgends Müßiges, lauter Kern und Mark. So genau entsprechen sich Form und Gedanke, daß beide unabtrennbar gegenseitig sich erläutern. Das ist die vielgerühmte Kürze, daß unnützes Beiwerk überall entfernt, die Gedanken in strenger, herber Form, nackt und unverhüllt dem Blick entgegentreten, in rascher Folge aufeinanderdrängen und das Gemüt in ständiger Spannung halten. Xenophons schmeichelnde Süßigkeit und Ciceros glanzvoller Redestrom sind gleich fern sallustianischem Geiste. Kraftvoll, körnigt, scharf, bestimmt ist seine Rede, er schmeichelt nicht, aber er ergreift und durchdringt die Seele. — Und dennoch, welcher Zauber der Phantasie in seiner Sprache! Oder um der Reden nicht zu gedenken, die wie im Spiegel die Persönlichkeiten im vollsten Leben zeigen: wer hat meisterhafter Schlachten, Belagerungen, Gegenden geschildert? Die Bilder vor der Seele drängen sich in raschem Wechsel, wie vor dem Auge die Erscheinung. Überall atmet Leben und Bewegung, anschaulich stellt sich alles dar. Es ist die Tiefe und Bestimmtheit der Erkenntnis, die das Wesen überall erfaßt: und das so Erkannte schafft sich selbst die rechte Form. (Franz Doroth. Gerlach, Historische Studien, 1841.)